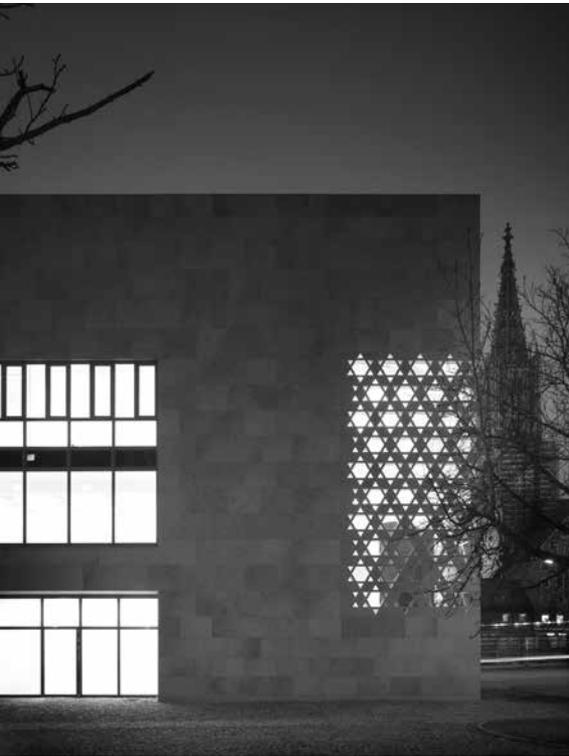


kister scheithauer
gross architekten und
stadtplaner, Synagoge
am Weinhof, Ulm
2009–2012, Foto:
Christian Richters



Kay von Keitz: Frau Gross, wir haben uns hier in einem Kölner Gebäudeensemble getroffen, anstatt spazieren zu gehen. Das ist zum einen dem Wetter geschuldet, aber Sie wollten auch nicht spazieren gehen, weil Sie dies in ausreichendem Maße bereits in Ihrer Kindheit tun mussten. Was waren das für Spaziergänge, zu denen Sie als Kind benötigt wurden?

Das waren Spaziergänge durch die Natur – und das war das Problem daran. Wären wir durch Städte gegangen, wäre es für mich vielleicht interessanter gewesen.

Wir in der Fritz-Thyssen-Stiftung, direkt gegenüber der Kirche St. Aposteln. Die Stiftung ist hier im Jahr 2011 in ein Ensemble eingezogen, das als ‚Amerika Haus‘ erbaut und vor genau sechzig Jahren, 1955, eröffnet wurde. Warum dieser Treffpunkt?

Weil das in meinen Augen eine perfekte Verbindung von Stadt über einen halbprivaten zu einem privaten Raum ist, und weil

Susanne Gross, Foto:
Wilfried Dechau

Das ist eine eher strukturelle Betrachtung. Es ging Ihnen also weniger um die konkrete Architektur oder ihre Details, sondern mehr um ihre Struktur?

Es ist schon erheblich mehr. Aber vielleicht fühle ich mich – auch durch meine Lehrtätigkeit – dazu veranlasst, mich erst einmal nach dem Prinzip zu erkundigen. Wir waren im letzten Jahr mit Studenten hier, und ich habe meine Einführung nicht damit begonnen, was an dem Gebäude schön ist, sondern sein Prinzip erläutert...



Unter dem Deckmantel der Funktion

Susanne Gross im Gespräch mit Kay von Keitz

*Prof. Dipl. Ing. Susanne Gross (*1960) schloss nach ihrem Architekturstudium an der RWTH Aachen ihr Aufbaustudium als Meisterschülerin an der Kunstakademie in Düsseldorf ab. Seit 1997 ist sie eine der drei Partner des Architekturbüros kister scheithauer gross architekten und stadtplaner in Köln. Zudem unterrichtet sie seit 2004 an der Bergischen Universität Wuppertal „Entwerfen und Gebäudekunde“.*

man hier nicht einfach eine Tür öffnet und sofort im privaten, kontrollierten Raum ist. Stattdessen kann man, nachdem sich die erste Tür geöffnet hat, diese Großzügigkeit empfinden und dann erst kommt man wirklich in das Gebäude hinein. Diese Eröffnung des Hauses gefällt mir ausgezeichnet, das fasziniert mich.

... das Gebäude wurde ursprünglich von Rolf H. Schickmann entworfen und ab 2007 von Cheret Bozic Architekten saniert und in den heutigen Zustand versetzt. Sind das Architekten, die Sie besonders schätzen?

Ich wusste zunächst nicht, dass es von Schickmann ist, bis Peter Cheret und Jelena Bozic bei der Eröffnung einen Vortrag über dieses Gebäude hielten. Es macht mir Spaß, ein gebautes Werk von jemandem zu sehen, der umgesetzt hat, was er von anderen





in Juries erwartet. Das sehe ich hier erfüllt. Speziell von diesem Gebäude hat mir Peter Cheret erzählt, dass es ein Idealfall war, weil hier weder Zeit- noch Kostendruck zu spüren waren, die ja sonst so präsent sind. Er meinte, dass der Bauherr im Laufe des Verfahrens genauso begeistert wurde, wie er und seine Frau selbst es von Anfang an waren. Das finde ich schön.

Damit fällt der Begriff des ‚Schönen‘. In der bildenden Kunst ist es so, dass der Begriff ‚Schönheit‘ von den ersten Erfolgen der Moderne bis heute ziemlich gelitten hat. Wie sehen Sie das für die Architektur? Spielt ‚das Schöne‘ in der Architektur womöglich eine zentrale Rolle, oder eben gar keine mehr?

Ganz leidenschaftlich kann ich sagen, dass Schönheit für mich das einzig wichtige in der Architektur ist. Wir fühlen uns irgendwie dazu erzogen, diesen Begriff zu vermeiden, vor allem gegenüber dem Bauherrn. Ich glaube, dass der Bauherr keine Frage mehr vermeiden würde, als die, wie man sich als Architekt *sein* Gebäude als schön vorstellt – weil er Angst hat, dass die Antwort auf diese Frage ökonomisch ruinös ist.

Weil Schönheit gleichgesetzt wird mit einem besonders hohen Aufwand, der wiederum hohe Kosten verursacht?

Ganz genau.

Wie reagieren Sie als Architektin darauf?

Ich versuche es diskret immer wieder unterzubringen und es möglichst erträglich zu formulieren. In der Regel versuche ich es, aus strategischen Gründen, mit einem funktionalen Aspekt zu begründen.

Sie arbeiten also mit Tarnung...

...natürlich (*lacht*). Ich glaube übrigens, dass der Bauherr das auch durchschaut, und trotzdem spielt er meist das Spiel mit. Der Bauherr ist heute bei öffentlichen Gebäuden ja auch keine Einzelperson mehr, sondern vertritt ein Gremium und hat einen Auftrag – nämlich wirtschaftlich zu bauen.

Zurück zur Bedeutung von Schönheit für Ihre Arbeit. Ist Schönheit bei Ihren eigenen Bauten, wenn sie fertiggestellt sind und mit zeitlichem Abstand betrachtet werden können, das Hauptkriterium eines gelungenen Bauwerks?

Ehrlich gesagt: Ja. Die Funktionalität des Bauwerks natürlich vorausgesetzt. Aber wenn man es für funktional hält, dann muss es schön sein. Nur noch schön. Ich habe mich nach einem Begriff umgesehen, und würde sagen: Es muss eine ‚Opulenz‘ haben. In Verbindung mit einer gewissen Bescheidenheit, eine bescheidene Opulenz – nur das macht mich glücklich.

Das klingt interessant. Können Sie beschreiben, was das bedeutet?

Ich kann ich das gut an der Synagoge in Ulm, die ich gerade gebaut habe, benennen. Wir hatten für Synagoge und Gemeindezentrum nur ein sehr kleines Budget, und mir war schnell klar, dass wir nicht überall einen hohen Standard erreichen können, denn das Limit wäre schnell überschritten. Dann ist es besser, das Augenmerk auf eine besondere Stelle zu legen. In unserer Arbeit ist es das Fenster als Davidstern-Motiv, das in die Natursteinfassade eingearbeitet ist. Alles andere ist zurückhaltend und bescheiden. Ich hoffe, dass das ein Merkmal des Gebäudes trägt. Es braucht nur ein einziges wichtiges Motiv eines Gebäudes zu sein.

Dann wäre das an dieser Stelle die Opulenz? Ich will Sie fragen, ob es ein aktuelles oder historisches Bauwerk gibt, das für Sie in ganz besonderem Maße Schönheit verkörpert?

Dann muss ich tatsächlich beim Pantheon anfangen: Es ist doch unglaublich, dass uns Bauwerke, deren Entstehung so weit zurückliegt, immer noch so prägen. Und dann würde ich bei Schinkel weitermachen. Natürlich kann ich auch Architekten wie Peter Zumthor nennen, die ja unter unserer ständigen Beobachtung stehen – aber in meinen Augen liegt deren Vorbild letztlich auch bei Schinkel...

Schätzen Sie das Kunstmuseum Kolumba von Zumthor?

Ja, ganz sicher, ich empfehle es immer meinen ausländischen Gästen. Allerdings sehe ich – da ich fast täglich daran vorbeilaufe – auch, womit Zumthor gekämpft hat. Und damit meine ich nicht technische Schwachstellen, die hat ja jedes Gebäude, sondern formale. Das ist aber nicht schlimm, das macht es mir sympathisch, dass es dort einige Stellen gibt, wo ich mir genau vorstellen kann, wie er da gerungen hat.

Gibt es ein Beispiel?

Es ist sehr unbescheiden von mir, ein hervorragendes Bauwerk eines Kollegen zu kritisieren. Aber es beschäftigt mich immer wieder, wie Zumthor mit den Fenstern umgegangen ist, die ja auf die Fassade aufgesetzt sind. Er stellt mit diesem wunderbaren, eigens angefertigten Ziegel einen glatten Baukörper her, gegen den er dann die Fenster hervorhebt. Das verstehe ich nicht, aber es beschäftigt mich.

Hat sich Ihre Vorstellung von ‚Schönheit‘ in der Architektur über die Jahre hinweg verändert?

Das ist eine interessante und schwierig zu beantwortende Frage. Ich habe nicht versucht, so etwas ausdrücklich zu formulieren – auch nicht für mich selbst. Es sind eher bestimmte Regeln, die im Unterbewusstsein wirken, vor allem die, die man im Studium erfahren hat. Sie haben sich, im Grunde genommen, kaum verändert, es sind vielleicht einige hinzu gekommen. Aber grundsätzlich würde ich sagen: Nein, meine Vorstellung von Schönheit hat sich nicht wesentlich verändert.

Bei mir kann ich feststellen, dass ich bestimmte Gebäude heute anders empfinde und beurteile als noch vor zwanzig

Jahren. Deshalb meine Frage, ob das bei Ihnen eher von einem Wandel oder einer Konstanz geprägt ist?

Es gibt in meiner unmittelbaren Nachbarschaft in Köln-Marienburg das Stammhaus der Böhms, noch von Dominikus Böhm, in dem sich das Architekturbüro auch heute noch befindet. Das kenne ich seit dreißig Jahren, und ich meine, dass mich das geprägt hat. Das war meine erste Entdeckung von Architektur. Gerade im Vergleich zu den typischen Marienburger Villen hat dieses Gebäude eine so außergewöhnliche Präzision, Klarheit und Bescheidenheit.

Das stimmt. Es strahlt eine große Bescheidenheit und Selbstverständlichkeit aus und wirkt in seinen Details sehr durchdacht. Womit wir beim Thema Köln sind: Gemeinhin gilt Köln als eher hässliche Stadt. Im Nachsatz wird dann aber immer betont, es wäre eine Stadt mit einer angenehmen Atmosphäre, vor allem was das Miteinander der Menschen und die allgemeine Stimmung angeht. Ist Köln auch für Sie hässlich?

Überhaupt nicht. Wobei ich mich – ähnlich wie bei der *Liebe-deine-Stadt*-Kampagne des Künstlers Merlin Bauer – den hässlichen Rest übersehend, von einem schönen Gebäude zum nächsten hängele. Das ist gerade in der Innenstadt gut möglich. Die stabile Struktur ist wichtig und in Köln sehr gut erkennbar – ganz im Gegensatz zu Düsseldorf zum Beispiel.

Jetzt sind wir wieder dort, wo wir begonnen haben: bei den Strukturen, bei der strukturellen Wahrnehmung. Wie ist das Verhältnis des einzelnen schönen oder auch hässlichen Objekts zum Gesamten? Kann es eine Stadt geben, die aus einzelnen hässlichen Objekten besteht und in ihrer Gesamtheit doch eine Art von ‚Schönheit‘ erzeugt? Oder umgekehrt: Können es viele schöne Architekturen sein, die aber zusammen keine schöne Stadt erzeugen?

Ich glaube, es gibt beides. Ich meine sogar, dass es einer gewissen Banalität bedarf, um als einzelnes Objekt herauszuragen...

... also wäre eine ganze Stadt von Peter Zumthor eher unerträglich?

So ist es. Um Gottes Willen (*lacht*). Ich glaube, selbst wenn zwanzig oder dreißig große Architekten ein Quartier gestalten dürften, wäre es trotzdem unerträglich. Weil es dann eben eine Voraussetzung nicht hat, die die Stadt braucht: eine gewisse Banalität.

Also funktioniert auch Schönheit nicht ohne den Kontrast, nicht ohne den Vergleich zum Nicht-Schönen?

Ja, genau. Schönheit ist immer eine Differenz. Ich würde in diesem Zusammenhang gerne auf den Begriff ‚Pathos‘ zu sprechen kommen. Das ist in der Moderne unter anderem ja durch das Credo Less-is-more angelegt. Architektur sollte auch weiterhin in ihrem Ausdruck und Anspruch etwas Unpathetisches an sich haben. Ein schöner Mann, zum Beispiel, ist nicht dadurch schön, dass er spezielle körperliche Eigenschaften hat, sondern dadurch, dass er sie mit einer bestimmten Lässigkeit vorträgt. Genauso muss es bei einem Gebäude auch sein.

*Kay von Keitz (*1965) studierte Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis an der Universität Hildesheim, er lebt in Köln. Er arbeitet in den Bereichen Kunst und Architektur als freier Autor, Herausgeber und Kurator. 1999 gründete er mit Sabine Voggenreiter das internationale Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt „plan – Architektur Biennale Köln“. Seit 2012 entwickelt er unter dem Projekttitel „Der urbane Kongress“ gemeinsam mit Markus Ambach ein Konzept sowie erste Realisierungsmaßnahmen zur Neuordnung von Kunst im öffentlichen Raum für die Stadt Köln, als erste Phase und zukünftige Basis des dort neugegründeten „StadtLabors für Kunst im öffentlichen Raum“.*